

Friedrich-Wilhelm Freiherr von Bissing

22. 4. 1873–12. 1. 1956

Mit Friedrich-Wilhelm Freiherrn v. Bissing, dessen reiches und bewegtes Leben am 12. Januar 1956 in seinem idyllischen Besitztum auf dem Agger Bichl unweit Oberaudorf nach längerem Siechtum erlosch, ist eine der merkwürdigsten Gestalten des deutschen Geisteslebens, vom Abendhauch einer klassischen Zeit berührt, dahingeshieden. Ihm wissenschaftlich und menschlich gerecht zu werden, fällt um so leichter, je weiter man sich von herkömmlichen Vorstellungen und Einstufungen fernhält. Denn er

war gewiß kein Durchschnittsmensch und ganz und gar kein deutscher Professor, wie ihn zünftlerischer Dünkel abzustempeln für angemessen erachtet. Wer den Verewigten mit solchen Maßstäben zu messen wünscht, wird es leicht haben, ihn als „Außen-seiter“ einzureihen und zu bestimmen. Er war ein Einzelgänger, wenn man will ein Sonderling, dem ein gnädiges Geschick von Geburt an die Möglichkeit schaffte, ein Dasein nach persönlichem Geschmack zu bilden und, unbekümmert um Gunst und Abgunst der Fachwelt, sein Leben als Gelehrter und als Mensch, wie es Zeit und Umstände ihm einzugeben schienen, eigenwillig zu gestalten. Wer diesem allem Prunk und jedem Getue abholden Mann mit seinem schwächlich erscheinenden Körper nur flüchtig begegnete, vermochte sich schwerlich ein Bild von ihm zu machen, seinem Feuergeist, seinem rechtlichen Sinn, seiner Hilfsbereitschaft, die, ohne Unterschied des Standes oder Herkommens, großzügig zu verschenken ihm ein echtes Bedürfnis war.

Das alles fällt zu glauben nicht leicht, wenn man sich den Umkreis vergegenwärtigt, dem er entstammte. Friedrich-Wilhelm v. Bissing kam in der stillen, geschichtserfüllten Luft des friderizianischen Potsdam zur Welt. Sein Vater war jener berühmte Moritz-Ferdinand Frh. v. Bissing (1844–1916), der im ersten Weltkrieg als Generalgouverneur von Belgien durch seinen freilich gescheiterten Versuch einer Zweigliederung dieses Landes entsprechend dem flämischen und wallonischen Teil der Bevölkerung von sich reden machte, ein *chevalier sans peur et sans reproche*, der auch zu seinem Herrscher so zu sprechen sich erlauben konnte wie jener bekannte Freiherr v. Kottwitz zum Großen Kurfürsten. Diese und andere Eigenschaften hatte der Sohn aus erster Ehe mit Myrrha Wesendonck, einer Tochter der unsterblichen Mathilde Wesendonck (1828–1902), die so großen Einfluß auf Richard Wagners künstlerischen Werdegang nehmen konnte, überkommen. Diese ungewöhnliche Mischung von altpreußischer Sinnesart und Strenge sowie rheinischem Überschwang und Romantik prägte sich, leicht und stetig erkennbar, in Friedrich-Wilhelm v. Bissing aus. Die private Erziehung, die ihm in Hannover, zu Bonn am Rhein und zuletzt in der alten Reichshauptstadt zuteil wurde, trug seinen frühentwickelten geistigen Neigungen, vor allem aber seiner schwächlichen Gesundheit, die er

mit seiner zarten Mutter teilte, ausgiebig Rechnung. Er verlebte seine frühe Jugend teils in der Schweiz, teils in den Bergen Österreichs, teils an der Riviera und schließlich in Ägypten, jenem geheimnisvollen Land am Nil, das ihn frühzeitig in seinen Bann zog und in der Folge daraus nicht mehr entließ. Auf einer Fahrt dorthin lernte er Gaston Maspéro (1846–1916), den geistvollen französischen Ägyptologen kennen, der die ruhmreiche Überlieferung seines Faches in Frankreich als Nachfolger Auguste Mariette's (1821–1881) aufs würdigste zu pflegen wußte und lange Jahre die Stelle eines Generaldirektors der staatlichen ägyptischen Altertümerverwaltung bekleidete. Die flüchtige erste Begegnung mit G. Maspéro hat, wie v. Bissing später gern und oft mit Dankbarkeit gestand, in ihm die Liebe zu den Altertümern Ägyptens geweckt. Einen nicht geringen Einfluß auf seine wissenschaftlichen Neigungen nahm der spätere Admiralitätsrat Dr. W. Schrameier, der weiterhin geraume Zeit als deutscher Konsul in China tätig war, theologische Kenntnisse mit solchen in den morgenländischen Sprachen verband und, wie es sich dazumal von selbst verstand, eine gründliche klassische Schulung durchgemacht hatte. W. Schrameier zählte zu jenen hervorragenden Außenvertretern des kaiserlichen Deutschlands, die mit gewandtem diplomatischem Verhalten oft erstaunliche gelehrte Kenntnisse verbanden und auf solche Weise sich auch als Forscher ehrenvolle Plätze in der Wissenschaft sicherten; die morgenländischen Studien schulden solchen meist preußischen Konsuln eine Fülle von Anregungen und bleibende Förderung. Diesem Mann verdankte der junge v. Bissing eine treffliche Vorbildung auch in den klassischen Sprachen und in der Geschichte deutschen Schrifttums, so daß er im Sommer 1883 mit wackerer Vorbereitung auf das Joachimsthalsche Gymnasium nach Berlin entlassen werden konnte. Unter ausgezeichneten Lehrern durchlief er diese vorbildliche Anstalt, wo er, der sich immer als „mühseligen Mathematiker“ bekannte, selbst in diesem Fache zu leidlichem Können gedieh. Oft und gern erzählte der Zögling vom segensreichen Einfluß, den seine Ausbilder auf ihn gewannen, die ihn vor allem frühzeitig die jeder menschlichen Bemühung gesetzten Grenzen zu erkennen lehrten. Wohl ausgerüstet mit Empfehlungen an Hermann Usener (1834–1905), der damals zu-

sammen mit Franz Bücheler Bonn zum Mittelpunkt der klassischen Philologie in Deutschland gestaltete, sowie an Alfred Wiedemann (1856–1937), der seit 1891 das Fach der Ägyptologie in Bonn vertrat und sich vornehmlich mit altägyptischer Geschichte und Religion befaßte, zog v. Bissing 1892 an den Rhein. Dazwischen verbrachte er mit seinen mütterlichen Großeltern mehrmals den Winter in Italien, wo er zu Rom Bekanntschaft mit Wolfgang Helbig, dem unvergleichlichen Christian Hülsen und Orazio Marucchi, in Neapel mit Adolf Holm machen durfte. Der Umgang mit H. Usener, in dessen Bonner Haus er stets wie ein eigenes Kind verkehrte, mit Georg Loeschcke, dessen unermüdlige Geduld den wißbegierigen Studenten vorsichtig lenkte, mit Franz Bücheler und Heinrich Nissen, dem gefeierten Verfasser der „*Italischen Landeskunde*“, wurde ihm zum Vorbild wissenschaftlichen Ernstes und gelehrter Lauterkeit. Obwohl man meinen sollte, daß solche Beziehungen zu wahren Größen der klassischen Studien ihn diesen vorzüglich nähern hätten müssen, fand er sich alsbald zur Ägyptologie besonders hingezogen, wo Adolf Wiedemann sein Führer und Meister wurde. Carl Justi (1832–1912), der seine tiefeschürfenden kunstgeschichtlichen Studien mit Vorliebe in die Form von Lebensdarstellungen großer Meister zu kleiden wußte, fand sich bereit, seine öffentlichen Vorlesungen über Lionardo da Vinci und Michelagnolo Buonarroti durch besondere Übungen über diesen Stoff für seinen Neffen Ludwig Justi, Georg Karo, Heinrich Glück und F.-W. v. Bissing zu vertiefen, was des begeisterten Schülers längst genährte Leidenschaft für kunstwissenschaftliche Studien aufs schönste förderte und belebte.

Zur Erweiterung seiner ägyptologischen Kenntnisse zog v. Bissing hernach auf ein Jahr nach Berlin, wo Adolf Erman (1854–1937) dieses Fach ruhmreich und belebend vertrat. Immer wieder fesselten ihn aber die klassischen Studien und nicht ohne Stolz erzählte v. Bissing in späten Jahren, wie er U. v. Wilamowitz hörte, bei Reinhold Kekule von Stradonitz, den er von Bonn her kannte, verkehrte, Ernst Curtius besuchte, bei Otto Puchstein Übungen mitmachte, von Hermann Diels in griechische Weltweisheit eingeführt ward und im Hause Georg Frhn. v. Bunsen Theodor Mommsen vorgestellt wurde. Bei den

Großeltern Wesendonck, die In den Zelten großes Haus hielten und zahlreiche Gäste um sich scharten, erweiterte der Enkel seinen Gesichtskreis durch den Umgang mit berühmten Zeitgenossen: H. v. Helmholtz, Wilhelm v. Bode, Erich Schmidt, um nur wenige zu nennen, zählten damals zu seinen näheren Bekannten. Es war jene glanzvolle Blütezeit der Reichshauptstadt am Ausgang des vorigen Jahrhunderts, als eine wohlhabende, für geistiges Leben aufgeschlossene, stets gastliche Gesellschaft bereitwillig ihre Pforten öffnete und dabei vor allem der Wissenschaft und ihren Vertretern den gebührenden Platz nicht versagte.

Den Doktorhut erwarb sich v. Bissing am 12. Aug. 1896 bei seinem alten Lehrer Ad. Wiedemann in Bonn, und zwar mit einer Arbeit „*De tabula quam dicunt statistica Tutmosis III commentatio*“ (Leipzig 1896). Bald darauf fuhr er auf ärztliches Geheiß nach Ägypten, wo er sich mit seinem Jugendfreund Hans Dragendorff (1870–1941) traf, mit dem er schon vorher anregende Wochen als Gast des Deutschen Archäologischen Instituts zu Athen hatte verbringen können. Dort hatte ihn Paul Wölter, der seinerzeit als Sekretär am Institut beschäftigt war, in seinen Bann gezogen und ihn durch mannigfache Belehrung zu bleibendem Dank verpflichtet. Bezeichnend für v. Bissing ist, daß er damals dem Zauber von W. Dörpfelds (1853–1940) Persönlichkeit sich völlig verschloß; dessen gleichzeitig seherische und nüchterne, der Kunst abgewandte, schier selbstherrliche Art stießen ihn fast ab, wobei es in späteren Jahren wohl geschehen mochte, daß er in allen Arbeiten Dörpfelds deren Fehler stets stärker empfand als die doch unbestreitbare Leistung.

Im Nilland, wo v. Bissing dann sieben Jahre (1896–1904) zubrachte, nahm sein Lebensweg eine entscheidende Wendung. Der deutsche Generalkonsul Graf Paul Wolff-Metternich († 1934) richtete an ihn die vertrauliche Anfrage, ob er sich bereit fände, als Deutscher an dem geplanten großen Gesamtkatalog des Kairoer Museums sich zu beteiligen. Der junge Gelehrte nahm freudig an, begab sich vorher zu kurzer Ausbildung ans Berliner Museum und zog nach verbrachter Lehrzeit im Herbst 1897 aufs neue in der Hauptstadt Ägyptens ein. Bis 1904 war v. Bissing dort als Hilfsarbeiter tätig, erwarb sich rasch das Vertrauen der maß-

geblichen Männer und ward als Sachverständiger in das *Comité d'Égyptologie* der ägyptischen Regierung berufen, wo er in der Folge auf die Antikengesetzgebung, auf die Ausgestaltung des Generalkatalogs, auf die Teilung der Altertümer bei fremden Ausgrabungen segensreichen Einfluß nehmen konnte, zumal, da Gaston Maspéro als neuer Leiter der Altertümerverwaltung ihm sein Vertrauen schenkte. Die nunmehrige Verwendung gab ihm die Möglichkeit, in diesen erlebnisreichen Jahren fast alle Ausgrabungen im Pharaonenland zu beobachten und zu deren Veranstaltern, wie etwa Sir Wm. M. Flinders Petrie (1853–1942), aber auch zu den Papyrusforschern Bernard P. Grenfell und Arthur S. Hunt ein freundschaftliches, auf echten wissenschaftlichen Gemeinschaftssinn abgestelltes Verhältnis zu gewinnen. Der Altertümersammler Mr. Th. M. Davis nahm ihn auf seiner Dhahabîje „*The Beduin*“ große Strecken nilaufwärts mit und G. Maspéro lud ihn zu einer Nilfahrt nach Nubien ein.

Schon 1899 forderten auf der römischen Orientalistentagung Adolf Furtwängler und Karl Krumbacher F.-W. v. Bissing zur Habilitation in München auf; fast gleichzeitig trat Reinhard Kekule von Stradonitz in Berlin mit dem nämlichen Ansinnen an ihn heran. Wenn er sich 1900 für München entschied, so bestimmten ihn vorab ihm unleidlich erscheinende Verhältnisse in der Betreuung von Kunst und Wissenschaft in der Reichshauptstadt zu solchem Entschluß. Sein Groll richtete sich vor allem auf Theodor Lewald und Arthur Graf v. Posadowsky-Wehner, deren kulturpolitisches Gewicht in solchen Fragen er doch wohl überschätzt haben mag. In altpreußisch-konservativem, strengkirchlichem Geist des evangelischen Christentums erzogen, fiel es ihm damals schon und erst recht in den Jahren der Reife schwer, anderen politischen Richtungen Rechnung zu tragen, und der zeitlebens kaisertreue Freiherr aus Potsdam hat sich, mutig, aufrecht und bekennend wie er war, zu Zugeständnissen an politisch Andersdenkende im Grunde niemals bereit finden können. Bei dieser mannhaften, unbestechlichen Rechtschaffenheit konnten Irrungen und Wirrungen im späteren Leben nicht ausbleiben und ein nicht geringer Teil der menschlichen Tragödie, die F.-W. v. Bissing bis zur Neige auszukosten hatte, liegt in diesem seinem Wesen begründet. Daß ein Mann solchen

Schlages nicht allerorten, vor allem nicht bei sämtlichen Zunftgenossen, ungeteilte Anerkennung oder auch nur duldendes Verständnis finden durfte, läßt sich unschwer vermuten. Denn er fiel so gänzlich aus dem üblichen Rahmen.

Das zeigte sich erstmals und vor aller Welt, als er um die Jahrhundertwende seine früheste Grabung in Ägypten veranstaltete. Sie wurde zwar im Namen und Auftrag der Berliner Museen durchgeführt, aber die notwendigen Beträge, die eine Viertelmillion guter deutscher Mark erreichten, bestritt allein der junge Gelehrte, ohne indessen davon irgendwelches Aufheben zu machen. Das glückhafte Unternehmen führte zur Freilegung eines Sonnenheiligtums der 5. Dynastie und vermittelte der stauenden Welt die erste Kunde von einem ägyptischen Göttertempel der ersten Pyramidenzeit mit der herrlichen Ausstattung kostbarster Reliefszenen. Die wissenschaftliche Auswertung dieser bedeutsamen Funde ward in mehreren, 1905 bis 1928 erschienenen Bänden niedergelegt und durch weitere Einzeluntersuchungen aufs trefflichste ergänzt.

Das Lehrfach, das v. Bissing als junger Dozent in München zu vertreten sich anschickte, erstreckte sich nicht nur auf Ägyptologie, sondern umfaßte das gesamte Gebiet der orientalischen Altertumskunde. Er hielt Übungen aller Art ab, die sich auf altpersische und ägyptische Denkmäler ebenso erstreckten wie auf Erklärungen des Strabo und papyrologische Deutungen. Daß er Friedrich Zucker durch Teilnahme an diesen Veranstaltungen für die Papyrusforschung gewann, betrachtete v. Bissing als sein besonderes, ihn beglückendes Verdienst. Den Unterricht erteilte er in seinem eigenen Haus in der Georgenstraße, wo er seine herrlichen Sammlungen, seine einzigartige Bücherei und seine zahllosen Lichtbilder seinen Schülern zur Verfügung hielt und seinen Vortrag jederzeit mit diesen Unterlagen zu beleben verstand. Er wußte auf solche Weise seine Hörer aufs anschaulichste zu fördern, wenngleich er bei seinen Unterweisungen mehr Kenntnisse voraussetzte, als sie der Durchschnittsstudent zu bieten wohl imstande war. Der Schreiber dieser Zeilen hat drei Jahre hindurch die Freude gehabt, den anregenden, weit ausgreifenden Belehrungen v. Bissings zu folgen und als dauernden Gewinn eine Vorliebe für die Überreste auch des morgenländischen Altertums bewahrt.

Jederzeit war v. Bissing bereit, seinen Schülern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und die Aussprachen, die sich nach den Übungen bei leckerem, von livriertem Gesinde aufgetragenem Mahl fortzusetzen pflegten, blieben wohl allen Teilnehmern in dankbarer Erinnerung haften. Wenn die Ferien einsetzten, litt es v. Bissing nicht länger im Norden. Er zog dann, seit 1904 mit seiner Gattin Elisabeth, geb. v. Carlowitz, über die Alpen nach dem Süden, Sizilien, Griechenland, Dalmatien und vorab Ägypten, wo er als lebenslängliches Mitglied des *Comité d'Égyptologie* in halbamtlicher Eigenschaft tätig blieb. 1906 ward ihm zu München ein ordentlicher Lehrstuhl für Ägyptologie und orientalische Altertumskunde übertragen, wobei er jedoch auf jegliches Gehalt Verzicht leistete und selbstlos die eingesparte Summe zur Errichtung einer Lehrkanzel für slavische Philologie freigab, ein in der Geschichte deutscher Wissenschaft schwerlich wiederholtes Ereignis.

1909 nahm ihn die Bayerische Akademie der Wissenschaften als 20. Mitglied auf; seit 1916 gehörte er dieser Körperschaft als o. Mitglied an. Als der erste Weltkrieg ausbrach, stellte sich der schon mehr als 40jährige zur Verfügung und ließ sich, zusammen mit dem Mathematiker Walter v. Dyck zur Eröffnung der Genter Hochschule verwenden, wobei der Wunsch seines Vaters ihm die politische Richtung gab. Er war von der, wie sich alsbald ergab, trügerischen Hoffnung beseelt, den Vlamen zu ihren Rechten zu verhelfen, wies aber, gleich seinem Vater, jede ungesetzliche Einmischung, also auch die sog. *bestuurlike scheiding*, deutlich von sich. Damals spukte in den Köpfen von Vater und Sohn die Vorstellung, daß eine Stärkung des germanischen Volksteils auf belgischem Boden eine Annäherung an das germanische Holland ermögliche und die 1831 vollzogene Trennung vom niederländischen Staatsverband rückgängig machen könne. Als Moritz v. Bissing am 18. April 1917 zu Brüssel verstarb, zeigte sich, daß sein Belgien betreffendes politisches Testament – die Denkschrift erschien erst nach seinem Tod in der Zeitschrift „*Das größere Deutschland*“ (1917, 20. Heft) – ein Truggebilde bleiben mußte, mit dessen Verwirklichung auch der Sohn lange Monate hindurch seine Kräfte vertan hatte. Nach Weihnachten 1918 kehrte v. Bissing an seine Münchener Wirkungsstätte zurück, um dort vom

Umsturz zwar nicht überrascht, aber kräftig in Mitleidenschaft gezogen zu werden. Er wirkte dann als Dekan der philosophischen Fakultät, die sich in diesen wirren Zeiten seine unentwegte, gesinnungsfeste Persönlichkeit ausgesucht hatte und damit gewiß nicht schlecht fuhr. F.-W. v. Bissing spielte damals in den Reihen der Deutschen Volkspartei, der alten Nationalliberalen, eine ausgleichende Rolle, von der er sich eine Sammlung rechtsstehender Gruppen und letztlich eine Wiederherstellung der Bismarckschen Verfassung versprach. Diese Haltung verstrickte ihn allerdings in lebhaft Kämpfe mit den Deutschnationalen, vorzüglich in den Reihen seiner Kollegen, wo Eduard Schwartz (1858–1940) seit seinem Weggang aus Straßburg unentwegt und etwas unbekümmert die äußerste Rechte vertrat, Kämpfe, die ihn halb zerrieben und fast zur Verzweiflung brachten. Er ward in der Rätezeit verhaftet, nachdem er kurz vorher, als der Adel verfemt wurde, seine Vorlesungen kauzig auf lateinisch ankündigte: „*Fridericus Guilielmus Liber Baro de Bissing*“. Gleich darauf ward er als Geisel in Gewahrsam genommen. . . Freigelassen, nahm er sich auch der, wie er meinte, zukunftsvollen und segensreichen Bodenreformbewegung an, schreckte aber zurück, als der von ihm heftig befehdete Adolf Damaschke statt seines alten Lehrers W. Schrammeier in ihr die Leitung an sich riß und nach der politischen Linken abglitt. Das Leben im republikanischen Deutschland ward ihm immer mehr verleidet, so daß er sich, als seine Häuser in der Georgenstraße nicht mehr zu halten und auf „alte Weise“ zu bewohnen waren, zuerst grollend auf seinen herrlichen Landsitz auf dem Agger Bichl bei Oberaudorf am Inn zurückzog, dann aber den Antrag der Niederländischen Regierung sowie des Herrn C. W. Lunsingh-Scheur im Haag annahm, mit seinem ganzen wissenschaftlichen Werkzeug nach Hollands Hauptstadt überzusiedeln und gleichzeitig an der Utrechter Universität einen eigenen Lehrstuhl für orientalische Altertumskunde anzunehmen (1922). Dazwischen fielen Vorlesungen an der Universität zu Budapest, diesein Schüler Anton Hekler vermittelt hatte. Schließlich verlegte v. Bissing seinen Wohnsitz ganz nach dem Haag, wo für seine Sammlung und die des Herrn Scheurleer nach eigenen Entwürfen unweit des Friedenspalastes ein besonderes Museum errichtet ward, in dem alsbald die stilistische und

technische Entwicklung und die verschiedenen Denkmälergattungen der ägyptischen Kunst fast vollständig veranschaulicht und damit gleichsam sein Lebenswerk eindringlich vor Augen geführt werden konnte. Nach dem Zusammenbruch des Hauses Scheurleer ist diese herrliche Sammlung in alle Welt verstreut worden und lediglich die griechisch-römischen Schätze ägyptischer Kunst in der Pierson-Stichting zu Amsterdam sind einigermaßen erhalten geblieben.

Hollands Sonnenlosigkeit und der feuchte Nebel ließen nach vier Jahren den Wunsch nach einem Ortswechsel immer lebendiger werden, da sowohl Gesundheit als auch das Gemüt v. Bissings im rauheren Norden nicht ohne Schaden blieben. 1926 zog er sich auf seinen Ansitz nach Agg zurück, wo er den ganzen Rest seines Lebens verbrachte. Zwei Aufgaben standen seit seiner Rücksiedlung nach Oberbayern im Mittelpunkt seiner Studien und seiner literarischen Pläne: die Abfassung und die Drucklegung einer umfassenden ägyptischen Kunstgeschichte, von der nur sechs, das Alte und Mittlere Reich umfassende Teile erscheinen konnten. Dann, im Auftrag des Florenzer Istituto di Studi Etruschi ed Italici, die Sammlung aller ägyptischen und orientalischen Kleinfunde im Gebiete des alten Etruriens. Seit 1929 erschienen fast jedes Jahr katalogartige Berichte in italienischer Sprache aus der Feder v. Bissings, in denen die Sammlungen von Rom und Florenz und einiger kleinerer Orte beschrieben werden. Daneben entstanden nicht wenige deutsch geschriebene Abhandlungen über Etruriens Beziehungen zu Karthago, über sardinische Denkmäler. Seine Forschungen unterstützten mehrere, teils längere Reisen nach den Inseln Sardinien und Rhodos, nach Griechenland, Nordafrika, vor allem aber nach Ägypten, wo er sich mit dem damaligen Leiter des Deutschen Archäologischen Institutes (1906–1929) Ludwig Borchardt gar nicht, um so besser aber mit dessen Amtsnachfolger Hermann Junker zu vertragen mußte.

Die Oberaudorfer Muße ließ ihm genügend Zeit, sich mit dem Schicksal seines Vaterlandes teilnehmend zu befassen. Er sann auf Mittel und Wege, wie diesem zu steuern sei, und verfiel, wie so viele preußische Adelige konservativer Richtung, auf die absonderliche Vorstellung, daß vom Nationalsozialismus ein Aus-

weg aus der Enge zu erwarten sei. Er schloß sich der „Bewegung“ schon in deren Anfängen an, wobei für ihn natürlich jegliche persönliche Vorteile oder Rücksichten außer Betracht blieben. Sobald Hitler an die Macht kam, versprach er sich von ihm das deutsche Heil und eine bessere Zukunft. Als ich ihn 1934 Unter den Linden grüßen konnte und mit Entsetzen auf das goldene Parteiabzeichen meine Blicke richtete, das unter einem schlichten Lodenmantel hervorleuchtete, gewahrte er meine Bestürzung und suchte mir klar zu machen, welch herrlichen Zeiten wir nun entgegen gingen. . . . Es bedurfte nur einiger Jahre nach der „Machtergreifung“, um ihn von all seinen Hoffnungen gründlich zu befreien. Er blieb zeitlebens ein tiefgläubiger evangelischer Christ und die mannhaften Landesbischöfe von Bayern und Württemberg Hans Meiser und Theophil Wurm fanden in ihm einen ihrer treuesten, unentwegtesten Helfer und Fürsprecher. F.-W. v. B. war zutiefst aufgebracht vor allem über die Verfolgungen seiner Kirche, schrieb an Hitler einen schonungslosen Beschwerdebrief, erwies sich als völlig ungeeignet zur Belehrung oder zu gründlicher Umkehr und ward – ohne viel Aufhebens, wie sich von selbst versteht – aus der Partei ausgestoßen. Die Erwartung, daß der Himmel eines Tages dem „Bösen“ steuern werde, verließ ihn dennoch nicht und erst als der gräßliche Zusammenbruch ihn aus seinen Träumen riß, gings zu Ende mit seiner Hoffnungsfreude und Vertrauensseligkeit, aber auch mit seinem Lebenswillen und seinem Arbeitsmut. Seine körperlichen Kräfte verfielen zusehends, und als der Schreiber ihm zum letztenmal anlässlich der 200-Jahrfeier der Göttinger Akademie der Wissenschaften (1951) begegnete und ihm beim Abschied in den Mantel half, was er nur knurrend geschehen ließ, da war kein Zweifel mehr, daß die Tage des bald 80jährigen gezählt sein müßten. Die letzten Jahre waren mit geistigem und körperlichem Siechtum erfüllt, das ihm seine Familie nach bestem Vermögen zu lindern trachtete. Am 12. Jan. 1956 hatte er ausglitten und am Morgen des 17. Jan. trug man F.-W. v. Bissing im neuen Friedhof von Niederaudorf zu Grabe.

F.-W. Frhr. v. Bissing wird in der Geschichte der Wissenschaften weiterleben als der Begründer der ägyptischen Kunstforschung, der ein beträchtlicher Teil seines Lebenswerks und seiner

literarischen Leistung gegolten hat. Seine „Denkmäler“, sein unvollendetes „Handbuch der ägyptischen Kunst“, seine Einführungen in Kunst und Kultur Ägyptens, in denen er einen größeren Leserkreis anzusprechen suchte, werden seinen Namen so bald nicht vergessen lassen. Die lange Liste seiner Veröffentlichungen in deutscher, englischer, französischer, holländischer und italienischer Sprache läßt kaum eine Kultur des Mittelmeerbereiches sowie Vorderasiens außer Betracht. Die behandelten Gegenstände reichen von der Vorgeschichte bis in die Zeiten des frühen Christentums in Nubien und Ägypten, von den alten Denkmälern der Insel Sardinien über die Grabfunde Etruriens, über Kreta, Zypern, die Küste des Phönikerlandes, das Zweistromgebiet bis nach Persien und zu den ältesten Kulturen Indiens und von Altitalien bis nach Karthago. In ungezählten Besprechungen setzte er sich mit den Arbeiten anderer auseinander und führte dabei zuweilen eine scharfe Klinge. Da aber das Wesen eines Gelehrten nichts so deutlich widerspiegelt und entblößt als seine Rezensionen, so kann man F.-W. v. Bissing gerade durch sie in seiner Eigenart am klarsten erkennen. . . .

Seine häufigen Fehden haben ihm manchen Widersacher geschaffen, aber als unabhängiger *grand-seigneur* bester Prägung sah er darüber gelassen hinweg. Daneben hat es aber in seinem Leben an wissenschaftlichen Ehrungen nicht gefehlt: die Universität Riga verlieh ihm das Ehrendoktorat, die Bayerische und später (1936), auf Vorschlag seines Schülers Hermann Kees, auch die Göttinger Akademie nahmen ihn in ihre Reihen auf; er war o. Mitglied des Deutschen und des Österreichischen Archäologischen Instituts und mancher auswärtigen Gesellschaft. Nicht wenig freute ihn, daß an seinem Wohnsitz die eingessene Bevölkerung ihre Achtung und Anhänglichkeit ihm, dem schlichten, jeglichem läppischen Gelehrten- oder Standesdünkel zutiefst abholden Manne, bei jeder Gelegenheit bekundete. Mehr als ein Einheimischer versicherte dem Schreiber seine dankbare Erinnerung an den preußischen Freiherrn, der so trefflich verstand, sich der Bedrängten anzunehmen und, wo es not tat, die Menschen aufzurichten, zu ermutigen und in aller Stille zu unterstützen. Das Schicksal hatte nach den Zusammenbrüchen der deutschen Währung, versteht sich, auch ihn nicht verschont.

Er war gezwungen, kostbare Stücke seiner Sammlung zu veräußern, und nicht geringen Kummer bereitete es ihm, daß seine berühmte Skarabäensammlung 1954 ins Ausland verkauft werden mußte, weil man im eigenen Lande dafür die Mittel nicht aufbrachte. Freiherr v. Bissing hat mit einem lebensvollen Einsatz unter uns gewelt und jeder, der ihm menschlich oder wissenschaftlich näher zu treten den Vorzug hatte, wird sich dieser merkwürdigen Gestalt zeitlebens nicht ohne innere Bewegung erinnern.

*He was a man, take him for all in all,
I shall not look upon his like again.*

Franz Babinger